

Mer derf nit zum Wegli us! : ein Ferienerlebnis

Autor(en): **Zimmermann, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **24 (1920-1921)**

Heft 9

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mittag.

Ein Höflein träumt in die Mittagschwüle,
 Die Bäuerin nuckt über der Kaffeemühle.
 Des Bauern Haupt, in dämmerndem Schlummer,
 Sinkt auf den Tisch in die Landbotnummer.
 Auch Gretchen am Herde, die streitbare Magd,
 Hat heimlich ein Schläfchen sich zugesagt.
 Und unten im Hof — mit schlaffem Kamme —
 Der Hahn auf gefällttem Birnbaumstamme.
 Gehorsame Hühner auf einem Bein
 Ducken und ziehen die Schnäbel ein.
 Auch Bello gähnt und benimmt sich satt,
 Weil er nichts mehr zu fressen hat.
 Sanft nicken im Stalle die Küh' und Lämmer,
 Und laut schnarcht Kobi, der alte Schlemmer,
 Ueberm Dengelstein; seine Kirschgeistflasche
 Blinkt höhnisch leer aus der Hosentasche —
 Keines Rappen Gewieher! keiner Scheckin Muh!
 Ringsum die Schwüle, schläfernde Ruh.

Nur in der Küche das kleine Röschen
 Tupft Näschen und Mäulchen ins Honigdöschen.
 Und süß umgruselt von Ohnmachtsteife
 Schmaucht Fritzchen aus Vaters Meerschampfeife.

Hrch. Fischer.

Mer derf nit zum Wegli us!

Ein Ferienerlebnis von Arthur Zimmermann.

Wanderfroh zog ich eines frühen Morgens von Hohfluh-Hasliberg aus auf der Brünigstraße dahin, um einmal dem Tschorren (1361 Meter), einem bekannten Aussichtspunkte, einen Besuch abzustatten. Ein hartes Bergwindlein aus der günstigen Wetterrichtung wehte erfrischend um mein Gesicht und blies mir den letzten Rest von Schläfrigkeit wohlthuend aus dem Leibe. Es war noch recht kühl im Schatten der Berglehne, an welcher ich dahin marschierte; aber der tiefblaue Himmel, der sich über dem Haslital wölbte und die paar kompakten weißen Wolkenballen, die auf der runden Kuppe des Oldschihornes und auf der prächtigen, scharffantigen und spitzigen Pyramide des Rosenhornes hockten, ließen einen schönen Tag erwarten, der ein gehöriges Schweißopfer von uns bergfargelnden Menschenkindern

zu fordern den Anschein machte. Mochte er — wir waren es ja gewohnt, und überdies ist das gesund.

Küßtig schritt ich aus und war bald an jenem Punkte angekommen, wo der eigentliche Tschorrenweg von der Straße abbiegt und im Bergwald verschwindet.

Hier drinnen war es noch kühler als draußen auf der freien Straße. Und das war gut, denn der Weg steigt hier sofort steil an, muß er doch in der kurzen Zeit von zwanzig Minuten eine Höhendifferenz von etwa vierhundert Meter überwinden. Auf steinigen Stufen, von Moos überwachsen, von üppigen Farrenwedeln umsäumt, zwischen vor langer, langer Zeit herabgestürzten Felsblöcken sich durchwindend, zieht sich der romantische Pfad aufwärts — immer in prächtigem Laubwalde, einem alten Bestande mächtiger, glattstämmiger Buchen, deren weitausladende Kronen melodisch im Winde rauschen und herrlichen Schatten spenden.

Schritt vor Schritt sehend, stieg ich langsam bergan, mich an der würzigen Waldluft erlabend und der köstlichen Stille freuend, die von nichts anderem unterbrochen wurde, als von dem gleichmäßigen Klange der Eisenspiße meines Bergstockes auf den Steinen des Weges, dem Knacken eines dürren Astes unter meinen Füßen, dem Rascheln einer Eidechse im Gebüsch oder dem muntern Geplauder eines Bergbaches, der in engem Felsbette geschäftig der Talsohle zueilte.

Hie und da auch schwang sich ein buschschwänziges Eichhörnchen in eleganten Sprüngen von Ast zu Ast, äugte ein Weibchen auf den Störenfried, der als ungerufener Eindringling sein grünes Reich durchstapfte, herab, um nachher mit umso eiligeren Schritten in den verdämmerten Gründen des Bergwaldes den Blicken zu entweichen.

Höher und höher ging's hinauf, bis sich mählig der Wald lichtete, durch die Lücken seiner Wipfel blauer Himmel und der sattgrüne Teppich einer Bergwiese mir entgegenlachte, die sich in der Ferne in einem schöngezeichneten Kontur gegen das wolkenlose Firmament scharf abgrenzte.

Noch einen letzten steilen Stich hinan und ich stand auf der Wiese selber, die hier zunächst ein kleines Plateau bildete, das sich westwärts etwa fünfzig Schritte weit eben hin erstreckte, um dann offenbar jäh zum Tale abzufallen, gegen Norden aber allmählig in sanftem Anstieg sich zur Gipfelkuppe des Berges rundete, wie das schon aus der Tiefe des Waldes heraus zu erkennen gewesen war.

Blanker Sonnenschein lag auf der Bergmatte und spiegelte sich in tausend und abertausend Tropfen Taues, die in dieser Morgenstunde an den Blättern der Gräser und in den Kelchen der Alpenblumen blinkten wie von Feenhänden verschwenderisch ausgestreute, vielfazettige Brillanten.

Es war eine Pracht zu schauen, und das Herz ging einem auf dabei.

Und nun — wohin mich wenden? Sollte ich sofort dem nahewinkenden aussichtsreichen Gipfel des Berges zustreben oder erst einen Blick in die Tiefe tun von der jäh abfallenden Wand am Rande des Wiesenplateaus, auf dem ich stand?

Eine schmutze Alphütte, die dort als reizende Staffage lockte und ein mähender Alter davor gaben den Ausschlag. Ich rede gar zu gerne mit eingeborenen Leuten, besonders in Berggegenden, und mit Vorliebe mit alten, die fast durchwegs originelle Gedankengänge haben und sehr oft recht tiefgründige Philosophen sind.

Ich sollte auch diesmal auf meine Rechnung kommen.

So bog ich denn vom Wege ab, schritt über die frisch geschnittene Wiese auf den Mähenden zu und entbot ihm mein freundlichstes „Grüß Gott!“, das mir zur Verfügung stand.

Der Alpler — ein eisgrauer, jedenfalls hoch in den Achtzigern stehender Alter — ließ sich in seiner Beschäftigung nicht im geringsten stören. Mit gebücktem Rücken, auf den Knien liegend, schnitt er mit einer Sichel das Gras unter den Bodenästen des kleinen Buschwerkes, das da und dort in der Wiese stand, ab, mit einer Sorgfalt und Gründlichkeit, die an Geiz grenzte und erst auf meinen zweiten, etwas lauteren Gruß ließ er, wiederum ohne sich mir zuzudrehen, einen rauhen, grunzenden Laut hören, den ich gutmütig als ein wahrscheinliches „Tag!“ auffaßte und zugleich als Erlaubnis, ein Gespräch mit ihm zu beginnen.

Darum fuhr ich leutselig fort:

„Herrgott — ist das schön hier! Ihr wißt gar nicht, wie schön ihr es habt in euern Bergen!“

Wenn ich darauf sofort eine freudig eingehende Antwort erwartete, so war ich gründlich auf dem Holzwege.

Man nahm es offenbar sehr gemütlich hier oben mit dem „Dischgerieren“, denn es verging eine ganz geraume Zeit, während welcher die Sichel unermüdlich und mit leise singendem Zischlaut durchs kurze Berggras ging, bis der Alte sich zu einer Antwort bequeme.

„Ja — schon!“ — tönte es endlich brummig zurück.

Eben wollte ich von neuem zu sprechen anheben, als er mir zum erstenmale das Gesicht zuwandte und mit einem verbissenen Zug um den zahnlosen, von schneeweißen Bartstoppeln umwucherten Mund und einem recht bösen Blick aus den roten Triefäuglein in drohendem Tonfall fortfuhr:

„— aber mer derf nit zum Wegli ushin gah!“

„Ja — so“, entgegenete ich bescheiden, „ihr meint, des Grajes wegen? Aber hier kommt das doch nicht in Frage — hier ist ja alles abgemäht und keiner kann mehr etwas verderben!“

Darauf der Alte mit geiferndem Munde: „Ja — schon“ — und mit erhöhter Stimme: „aber es ist gleich — mer derf nit zum Wegli us — es steht angeschrieben hie vorn!“

Die Hartnäckigkeit und Rechthaberei des Alplers verdroß mich ein wenig, so daß ich ebenfalls etwas lauter und dezidierter replizierte:

„Ja, zum Donnerwetter, das ist ja wahr — ich erinnere mich — aber das gilt doch sicher nur bei unabgemähten Wiesen. So, wie es jetzt hier aussieht, kann man wahrhaftig nichts mehr verderben. Und übrigens müßt ihr selber doch auch irgendwo durchgehen.“

Ich betrachtete dabei unwillkürlich das urchige breite Schuhwerk des Mannes, das eine ungleich größere Bodenfläche in Anspruch nahm als meines und mußte etwas lächeln dabei.

Auf diesen Einwand schien er nicht gefaßt gewesen zu sein. Er war momentan geschlagen und machte ein Gesicht, als ob er etwas Bitteres geschluckt hätte. Ich wollte die Gelegenheit, ihn völlig zu beschwichtigen und zu überzeugen, nicht unbenützt vorübergehen lassen und fuhr rasch fort:

„Ihr solltet übrigens ja selber Freude haben, wenn ihr seht, wie wir zu euch hinaufsteigen und uns an der Schönheit eurer Berge ergötzen — oder nicht?“

Doch meine Mühe war umsonst. Der Alte ereiferte sich immer mehr und stieß grimmig heraus:

„So glaubet ihr? Da sint ihr falsch berichtet. Blibet ihr, wo ich der Herrget hingestellt het, ihr bruchet nit in der Welt umen z'schießen — und iere Nasen in alles z'stecken. Rueget ihr iseri Berg nur von unten an! Es ist eben unverschämt, daß ihr da usi kömmend und is s'Gras vertrampend. Sawoll — unverschämt! Und wenn ihr eben doch kömmend, so gehnd wenigstens nit zum Wegli us — mer könntend ich sunst folgen lehren!“

Nun war ich geschlagen und empört zugleich. Der freie Schweizer, der sein Recht an die heimatlichen Berge gewahrt wissen wollte, brauste in mir auf und so bot ich ihm den Troß, indem ich meinte:

„Ihr seid aber ein Hartnäckiger! So solltet ihr nicht reden — wir bringen euch doch auch ein schönes Stück Geld in die Gegend, das sicher nicht zu verachten ist!“

„Ja — schon! Aber davon merken mir nix. Das nehmen die Hoteliers. Wir haben bloß den Schaden von ich!“ gab er schlagfertig zurück.

Und nun folgten sich immer hitziger Schlag auf Schlag die Einwände meinerseits, auf die alle er aber immer ein träge Entgegnung hatte und die er ständig mit dem immer gleichbleibenden Refrain abschloß: „aber mer derf nit zum Wegli us — es steht angeschrieben da vorn — mer derf nit zum Wegli ushin gah!“

Allmählig war der Alte immer mehr in einen regelrechten Wutanfall hineingeraten. Seine gebückte Greisengestalt hatte sich gestrafft und sein Blick erhielt etwas ganz Eigenes, Weltfernes.

Und diese eigentümliche Erscheinung und der immer wiederkehrende, in seiner Monotonie auf die Länge nervenaufpeitschende und faszinierende Schlußsatz brachte mich selber in eine seltsame Stimmung und Gemütsverfassung. Und schließlich fiel es mir ganz plötzlich wie Schuppen von den Augen und eine Wandlung vollzog sich in meiner Seele.

Es war auf einmal nicht mehr der keisende, einfältige und beschränkte Alte, der vor mir stand, der sich gewissermaßen in einen Zwangsgedankengang verrannt hatte, von dem er nicht mehr loskommen konnte. Nein — wie eine alttestamentliche Patriarchengestalt stand er plötzlich da — wie ein Prophet, der sich einsetzte für eine Idee, die er nun einmal für recht und gut befunden, für ein Evangelium, das er gegen alles und alle versocht, die dessen Richtigkeit in Verblendung oder blöden Einsichtslosigkeit, oder aus Trotz nicht erfassen konnten oder wollten — für das er selber aber unter einem Hagel von Steinen eher hätte sterben können, als von ihm zu lassen. Im Tode noch, so kam es mir vor, hätte er laut und aus Überzeugung gerufen: „und ich sage es doch, und es ist so, wenn ihr es auch nicht begreift: Mer derf nit zum Wegli ushin geh!“

Es war mir auf einmal, als ob mir ein Licht aufginge und sich mir alle die geheimnisvollen Zusammenhänge entschleierten, die zwischen dem Alten und der ihn umgebenden grandiosen Bergnatur bestanden.

Ein troziger, heldenhafter Verteidiger der angestammten Scholle war es, der da vor mir stand und der sich verwahrte gegen jede unbedachte, leichtsinnige oder frivole Schädigung seiner Heimaterde, der er in harter Arbeit und im Schweiße seines Angesichtes seinen Lebensunterhalt abrang und die er aus diesem Grunde und zugleich, trotz ihrer Sprödigkeit und Härte, aus inniger Liebe zu ihr nicht schänden lassen wollte.

Je länger, je mehr mußte ich ihm recht geben — je länger, je mehr wäre mir jeder fernere Einspruch wie eine Beleidigung gegenüber dem Alten vorgekommen. Ich war plötzlich durch und durch überzeugt von der Richtigkeit seiner Worte — besiegt, überwunden, auf die Knie gezwungen von der Urwüchsigkeit einer Kraft, die ich erst noch belächelt, verspottet, verachtet hatte. Und schließlich wußte ich nichts anderes zu tun, als den Hut zu lupfen und bescheiden und geschlagen zu sagen:

„Guten Tag denn! Ich muß jetzt gehen. Aber ihr — habt recht — ich sehe es ein: Man darf wirklich nicht vom Wege abgehen! Gehabt euch wohl!“

„Adie!“ antwortete er kurz, und etwas wie ein triumphierendes Lächeln trat dabei auf sein immer noch zorniges Gesicht.

„Adie!“ Und schon bückte er, sich umwendend, sich von neuem, um seine unterbrochene Beschäftigung so intensiv wie zu Beginn wieder aufzunehmen.

Errr — Errr — ging die Sichel durchs kurze Berggras, während ich nachdenklich und langsam und meine Füße sorgfältig hinsetzend, um ja nichts von der kostbaren fargen Ernte zu zertreten, meines Weges dem Gipfel des Berges entgegenschritt.

Oben setzte ich mich in ganz eigener Verfassung auf eine der Bänke, die zur Bequemlichkeit der die Aussicht genießenden Touristen aufgestellt waren, und fand mich nur langsam wieder zurecht.

Dann aber genoß ich den wunderbaren Ausblick in einer eigentümlich konzentrierten Art und Weise wie noch nie zuvor, so daß ich mich selbst darüber wundern mußte. Ich sah die Schönheit der Berge auf einmal nicht mehr in der doch oft recht konventionellen und oberflächlichen Betrachtungsweise müffiger Städter und schablonenhafter Feriengänger — ich sah zugleich alle die jenen verborgen bleibenden Härten der Bergnatur, den zermürbenden Frohndienst, den sie ihren Bewohnern auferlegt, der unendlich viel schwerer ist, als alle unsere Arbeit im Tale; sah, wie diese Leute, ohne doch dabei die Liebe zu ihrer harten und spröden Scholle zu verlieren, ihren Lebensunterhalt unter Umständen suchen mußten — und es ohne Murren taten —, der uns Städtern auf die Länge unerträglich vorgekommen wäre, und begriff mit einemmale ihre eigentümliche Verslossenheit, ihre ernste Lebensauffassung, ihre bis an Stummheit grenzende Ungesprächigkeit und ihre oft trozigen und unliebenswürdigen Abwehrbestrebungen gegenüber uns Eindringlingen in ihren Wirkungskreis als etwas ganz Natürliches, Selbstverständliches, das gar nicht anders sein konnte.

Eine große Liebe und Achtung für diese Menschen wuchs in meiner Brust empor, zugleich aber auch eine rechte Empörung gegen alle jene Vielen, die in Unkenntnis dessen oder in einem absichtlichen Sichverschließen gegen diese Erkenntnis auf ihren Bergwanderungen einfach in den Tag hineintappen, gedankenlos und sinnlos den bunten Blumenteppich einer Bergmatte zertreten, statt, ihn schonend, sich seiner Schönheit achtingsvoll zu freuen — Sträucher brechen, um sie nach einer halben Stunde achtlos wieder wegzumwerfen, oder seltene Blumen sammeln in einer Menge, daß es einem Ausrotten ganzer Pflanzengattungen gleichkommt. Ich nahm mir vor, das heutige Erlebnis und die heute empfangene Lehre des Alten: „Mer derf nit zum Wegli ushin geh“ als warnenden Mahnruf an alle, denen die Berge lieb sind, ergehen zu lassen und ihnen den Ausspruch zur Beachtung recht ans Herz zu legen. Und dieser Vorsatz erfüllte mich mit einer stillen Freude, ja einem eigentlichen Glückempfinden darüber, so dem

Alten vom Berge den wohlverdienten Dank für die mir erteilte Lehre abstaten zu können.

Es war mir dabei, als ob die Wiesen nun lebhafter grüntem, als ob der Tau noch einmal so hell in der Sonne blinkte und die Farben der Blumen noch satter als vorher leuchteten — als ob Blumen, Wiesen, Büsche, Tannen, Felsen und alle die Gipfel ringsum in weiter Runde mir zuriefen: „So ist's recht! Du das — wir wissen dir Dank dafür!“ Mir ward so wohl und frei und weit in meiner Brust auf einmal und plötzlich — einem Zwange gehorchend — entrang sich auch mir jene einzige, wortlose und doch so beredte Anerkennung, die der Bergler für seine Heimat hat: ein heller Jauchzer, der jubelnd von der nächsten Felswand widerhallte.

Dann ging ich gedankenvoll und neuer Eindrücke gewärtig meines Weges weiter.

Auch im Heimwärtsschreiten aber blieb ich sorglich innerhalb der vorgezeichneten und vorgetretenen Weggrenzen. Es war als ob der Alte, unsichtbar mich begleitend, völlig von mir Besitz ergriffen hätte und mein ganzes Tun und Lassen beherrschte.

Und auch später noch ist er mir oft lebendig vor den Augen gestanden und oft noch kam es mir zum Bewußtsein, daß er es war, der meine Entscheidungen beeinflusste, wenn ich manchmal in offenkundiger, manchmal in unterbewußter Eigenliebe etwas tun wollte, was nur unter Beeinträchtigung anderen Besitzes oder anderer Rechte erreicht werden konnte. In meinen Ohren klang es dabei je und je, leise geflüstert und doch klar und deutlich jedes Wort verständlich: „Halt! Was habe ich dir gesagt?: Mer derf nit zum Wegli us — es steht geschrieben da vorn! Hörst du: Mer derf nit zum Wegli ushin geh!“

Empor.

Seltzam, wie aus Not und Fährde,
Wenn du ringst mit treuem Mut,
Dann gleich Blumen auf der Erde
Wächst in dir ein hohes Gut.

Du lobpreisest harsche Wunden
Und du segnest Schmerzenkraft,
Denn durch bittere Reuestunden
Sprengst du deiner Fesseln Haft.

Andachtsvoll und stumm verehrst du,
Und lebst ruhig deinen Tag,
Echter Liebe Hort erfährst du,
Wenn dein Herz in Qualen lag.

Otto Volfart.